



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Reisebeobachtungen. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pariser Reisebeobachtungen.

II.

„Fluctuat nec mergitur!“ Welch' ungeheure Stürme sind im Laufe der Zeiten über diese zweitausendjährige Stadt dahingebraust! Aber immer von Neuem hat sie sich aufgerichtet, als sei sie nur kräftiger und lebensfreudiger geworden. Der letzte Sturm lebt uns in frischer Erinnerung. In jenen harten Wintermonden des Jahres 1870, da die ganze Kraft unserer Heere auf die Bezwingung der Riesenfeste gerichtet war, da hat in Deutschland sich so manche Faust vor Zorn darüber geballt, daß man dies übermüthige Paris mit so sichtlicher Schonung behandle. Und doch, als später im Mai, während wir uns des glücklich errungenen Friedens freuten, die entsetzliche Kunde kam von der namenlosen Verwüstung, mit welcher Frankreichs eigne Kinder ihre glänzende Hauptstadt heimgesucht, wer unter uns wäre nicht bei dieser Schreckensbotschaft von aufrichtigstem Bedauern bewegt worden! Es schien, als sei die stolze Weltstadt im innersten Lebensnerv getroffen. Und heute — wer merkt ihr noch an, daß sie soeben erst am Rande des Untergangs geschwebt! Wohl liegen die Tuileries noch in Trümmern, wohl ist, wo noch vor wenig Jahren eine der imposantesten Renaissancebauten der Welt, das Stadthaus, sich erhob, heute nur eine leere Stätte, wohl tragen die Villenstädte an den reizenden Bergabhängen im Westen noch zahlreiche Spuren der wilden Kriegesfurie und im Gespräch taucht ab und zu eine Erinnerung aus einer der beiden Belagerungen auf, aber was will das Alles besagen gegen dies gewaltige, frisch und fröhlich pulsirende Leben, das sich in seltsamem Vergessen des Vergangenen auf dem blutgetränkten Boden tummelt! Fürwahr, niemals ist so, wie in der Devise des Wappens dieser Stadt, der Wahlspruch zum Wahrspruch geworden: das Schiff Paris mag schwanke auf den Wogen der Geschichte, untergehen wird es nicht! —

Seit wir eine Reichshauptstadt besitzen, wird der Deutsche Paris nicht betreten können, ohne daß sich ihm fortwährend die Vergleichung mit Berlin aufdränge — für ein nationalstolzes Gemüth nicht grade eine erhebende Beschäftigung. Freilich, der Himmel bewahre uns davor, daß Berlin jemals ganz werde, was Paris ist. Wir würden den besten Theil unserer wirklich „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ daran geben, wollten wir die geistige Kraft unserer Nation in dem Maße von der Hauptstadt absorbiren lassen, wie dies bei unsern Nachbarn der Fall ist. Auch die im politischen Leben schlechthin dominirende Stellung, welche Paris noch in der letzten Katastrophe eingenommen hat, wird man Berlin nicht wünschen wollen, zumal sie zur Vorausssetzung eine Centralisation haben müßte, gegen welche selbst der ortho-

doreste Unitarier Einspruch erheben würde. Ebenso wenig sehnt sich unser Herz darnach, die Kunstschätze unserer Hauptstadt durch Mittel zu vermehren, welchen in den Sammlungen des Louvre neben anderen älteren „Errungenschaften“ die chinesische und die mexikanische Abtheilung ihren Reichthum verdanken. Aber wie unendlich viel bleibt übrig, um was der deutsche Hauptstädter Paris von ganzem Herzen beneiden darf! Ich denke dabei nicht einmal an die Vorzüge, welche die Natur dem reizenden Seinebecken vor der sandig-öden Mark verliehen hat, auch nicht an das leichtlebige Temperament und das liebenswürdige Wesen, durch welches der Pariser sich vor der philiströsen Schwerfälligkeit des Berliners auszeichnet. Solche Günst oder Mißgunst der Götter nachträglich erheblich zu corrigiren ist keinem Sterblichen gegeben. Aber was menschliches Wollen und Können vermag, — warum sollte man darin an der Spree hinter Paris zurückstehen? Und doch muß man auf Schritt und Tritt gewahren, daß dem allerdings so ist. Eines springt dem vergleichenden Beobachter in Paris sofort in die Augen: der unendlich bessere Zustand der Straßen. Von den macadamisirten Strecken ganz abgesehen, findet man in den entlegensten Stadttheilen ein Pflaster, welches die glänzendsten Viertel Berlins beschämt. Und dazu hat die Unterhaltung der Straßen in Paris meistens mit sehr ungünstigen Raum- und Bodenverhältnissen zu kämpfen. Mit Ausnahme der Boulevards und verhältnißmäßig sehr weniger breiter Straßen, ist der äußerst rege Verkehr auf enge, krumme und winklige Gassen angewiesen, die noch dazu nicht selten, wie im Faubourg Montmartre, in Belleville, Menilmontant, Quartier latin u. s. w., eine beträchtliche Steigung zu überwinden haben. Wie anders dagegen z. B. die Berliner Friedrichstadt mit ihren breiten, schnurgraden und gänzlich ebenen Straßen! Aber wehe dem Unglücklichen, der sich von einer echten Berliner Droschke durch die Seitenstraßen der Großen Friedrichstraße rumpeln lassen oder dessen Stiefelsohlen, wenn er auf dem Trottoir von der schmalen Steinplatte abgedrängt wird, mit den spitzigen Feldsteinen Bekanntschaft machen müssen! Noch wohlthuernder aber, als durch das Pflaster, unterscheidet sich Paris von Berlin durch die Abwesenheit der „Kinnsteine“. Wer die Naturgeschichte dieser Berliner Specialität, besonders im Sommer, studirt hat, wird das Behagen begreifen, das den deutschen Wanderer bei der Wahrnehmung dieser Abwesenheit beschleicht. Wohin immer man sich in Paris verirre, nirgends und nie, auch an den heißesten Tagen nicht, wird man von jenen Wohlgerüchen belästigt werden, die in den elegantesten Straßen Berlins dem Menschen zur Sommerszeit den Athem versetzen. Das soll nun freilich auch in Berlin Alles anders werden. Angenehmer aber ist der sichere Besitz, als die Vertröstung auf eine ungewisse Zukunft.

Erheblich besser ist es ferner in Paris um die Communicationsmittel

bestellt. Zum nicht geringen Theile hängt das mit der Beschaffenheit der Straßen zusammen; auf dem Berliner Pflaster müssen auch die besten Pferde sehr bald schlecht werden. Sodann sind die „Droschken 2. Klasse“ in Paris gar nicht vorhanden; die einspännige voiture de place entspricht in ihrer Einrichtung ganz der Berliner „Droschke 1. Klasse“, fährt aber im Allgemeinen rascher und stellt sich auf größere Entfernungen, für welche sie doch meistens genommen wird, wesentlich wohlfeiler. Der Mangel der Droschken 2. Klasse aber wird vollständig ersetzt durch den Omnibusdienst, mit dessen Organisation diejenige desselben Instituts in Berlin gar nicht zu vergleichen ist. Die Spree in dem Maße für den Personenverkehr auszunutzen, wie es mit der Seine geschieht, verbietet sich durch die geringere Breite des Flusses; doch ist es mir stets als ein Räthsel erschienen, weshalb die Unterspree, namentlich bei dem kolossalen Sonntagsandrang nach Charlottenburg, gar nicht benutzt wird. Bis vor ganz kurzer Zeit war man für die Verbindung zwischen Berlin und Charlottenburg, von den theuren Droschken abgesehen, auf eine einzige, noch dazu eingleisige Pferdebahnlinie angewiesen. Wie glücklich sind dagegen die Pariser mit ihren Ausflügen nach St. Cloud daran: zwei Eisenbahnen, eine Pferdebahn, und dazu alle Stunden, Sonntags sogar alle halbe Stunden ein Dampfeschiff! Freilich werden ja nun auch in Bezug auf die Vervollständigung der Beförderungsmittel in der jungen Hauptstadt des deutschen Reichs die anerkanntwerthesten Anstrengungen gemacht. Der Bau neuer Pferdebahnen schreitet rüstig voran; für die große Stadtbahn, um welche uns Paris zu beneiden haben wird, sind die Vorarbeiten im besten Zuge. Aber ob wir trotzdem Paris in den localen Verkehrsmitteln, ganz besonders im Droschken- und Omnibuswesen, jemals erreichen werden, will mir zum mindesten noch etwas zweifelhaft erscheinen.

Mehr als in allen anderen Beziehungen jedoch macht sich der Unterschied zwischen Paris und Berlin im Punkte der leiblichen Verpflegung fühlbar. Ich bin nicht Sachverständiger genug, um die Marktpreise der Lebensmittel beider Städte mit einander zu vergleichen; das aber kann ich versichern, daß der beklagenswerthe Junggesell, der seinen Schutz gegen den Hungertod in den Berliner Speisehäusern zu suchen gezwungen ist, auch beim besten patriotischen Willen in seiner Brust den Wunsch nicht niederkämpfen wird: „wenn wir doch Berlin gegen Paris austauschen könnten!“ Die Speisen der Pariser Restaurants sind durchgängig reichlicher und schmackhafter zubereitet, zugleich aber auch billiger, als in den entsprechenden Berliner Anstalten. Ein Berliner, der in den Restaurants des Palais Royal zum ersten Male dejeuner, wird die größte Mühe haben, sein Erstaunen in den gesellschaftlich gebotenen Grenzen zu halten. Ein Horsd'oeuvre, zwei Hauptgerichte, ein Dessert und eine halbe Flasche trinkbaren Weines, das Alles zusammen für 12 oder

Höchstens 14 Silbergroschen — ich glaube, selbst in mancher deutschen Kleinstadt wandelt den Cölibatär bei diesem Gedanken eine leise Sehnsucht nach dem Seinesrande an.

Nirgends tritt die philiströse Engherzigkeit, welche Berlin noch immer in den Gliedern steckt, unangenehmer an den Tag, als in so manchen für öffentliche Zwecke bestimmten Bauten. Man betrachte z. B. die Concertsäle. Den ersten Rang nimmt das Gebäude der Singakademie ein: der Saal selbst, obgleich wenig praktisch angelegt, mag angehen, aber der Aufgang und die Garderoberräumlichkeiten sind, unaufhörlich der Gegenstand weiblicher Seufzer und männlicher Kraftausrufe. Indes, die Singakademie ist ein wahres Paradies gegen Berlins neuesten und großartigsten Concertsaal, die „Reichshallen“. Was hier, in jener Glanzzeit des Gründerthums, welche die deutsche Kaiserstadt im Handumdrehen zur tonangebenden Weltstadt machen wollte, an Engigkeit und Winkeligkeit der Treppen und an jeglicher Abwesenheit eines für einen auch nur mäßigen Personenandrang genügenden Garderoberraumes geleistet ist, übersteigt schlechterdings das menschliche Fassungsvermögen. Den Gedanken, was hier bei plötzlichem Feuerlärm, auch wenn er durchaus grundlos wäre, geschehen könnte, wagt man gar nicht auszudenken. Auch in den Berliner Theatern sind die äußeren Räume mit entsetzlicher Knappheit bemessen. Ist man doch selbst bei dem vor kaum einem Jahrzehnt gebauten Wallnertheater, das dem Berliner damals ein halbes Weltwunder dünkte, nicht einmal auf die Anlage eines Foyers bedacht gewesen! Nachträglich haben einige der kleineren Bühnen solche eingeflickt, aber grade die beiden Königl. Theater ermangeln ganz und gar eines Raumes, in welchem der Besucher während der Zwischenacte sich ergehen und Luft schöpfen könnte. Dagegen vergleiche man die Pariser Theater. Ich rede nicht von der neuen Oper, welche, weil soeben erst erbaut, selbstverständlich die modernsten und weitgehendsten Ansprüche an den Comfort befriedigt, außerdem aber auch in räumlichen Verhältnissen und mit Hülfe von Mitteln errichtet ist, wie sie in solcher Ueberschwänglichkeit in Berlin zu dem gleichen Zwecke niemals zur Verfügung stehen werden. Aber mit dem alten, noch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammenden Théâtre Français und der ebenfalls bereits recht bejahrten Opéra comique sollten unsere weit jüngeren Schauspielgebäude doch den Vergleich aushalten können. In beiden findet man, wie in den Privattheatern, leidlich geräumige Foyers mit Balcons, während man bei uns während der Zwischenacte in die Stickluft der engen Corridore gebannt bleibt.

Kurz, es ist in Allem der große Styl und eine freigebige Berücksichtigung der Bedürfnisse, wodurch sich Paris hervorthut, während in Berlin regelmäßig an irgend einer Stelle die Knausererei hervorguckt. Es liegt das zum

größten Theil in der Verschiedenheit der materiellen Verhältnisse begründet, in der wesentlich größeren Bedeutung, welche bei unsern Nachbarn die Hauptstadt für das ganze Land hat, in dem größeren Reichthum Frankreichs und vor Allem in demjenigen der Pariser Bevölkerung selbst. In einer von dem leider so früh verstorbenen Director des statistischen Bureaus der Stadt Berlin, Dr. Schwabe, aufgestellten vergleichenden Tabelle der Bevölkerung einer Anzahl größerer Städte nach den verschiedenen Lebensaltern springt in die Augen, daß in Berlin der Procentsatz der Zwanzig- bis Dreißigjährigen in Vergleich zu Paris bedeutend überwiegt, während in Paris die späteren Altersklassen verhältnißmäßig weit zahlreicher vertreten sind, als in Berlin. Diese Thatsache besagt nichts Anderes, als daß in Berlin sich ein beträchtlich größerer Bruchtheil der Bevölkerung lediglich zum Zwecke des arbeitenden Erwerbes in der Hauptstadt aufhält, als in Paris, wo in erheblich stärkerem Maße jene Altersklassen vertreten sind, welche bereits von den Zinsen des Erworbenen zu leben, also auch wohlhabender zu sein pflegen. Außer all diesen Verhältnissen liegen die Vorzüge von Paris als Weltstadt aber auch in dem eigenthümlichen Wesen seiner Bevölkerung begründet. Gegen Factoren von so schwerwiegender Bedeutung ist nicht anzukommen und man kann dreist behaupten, daß Berlin niemals werden wird, was Paris ist. Wie schon gesagt aber dem jungen deutschen Reiche wird das nicht zum Schaden gereichen. Wenn Frankreich — was freilich schon an sich ein undenkbarer Gedanke ist — sein Paris nicht besäße, so müßte dasselbe eigens geschaffen werden. Seit Jahrhunderten dreht sich das öffentliche Leben unserer Nachbarn um die nationale Gloire; ein solches Volk bedarf einer glänzenden Capitale als der Verkörperung seiner Herrlichkeit. Daher die kolossalen Summen, welche das Land an die Hauptstadt verschwendet: Paris ist nicht eine sich selbst verwaltende Commune, sondern das Parade Pferd des ganzen Landes. Dem deutschen Volke ist ein derartiges Bedürfniß fremd, und ich denke, auch der für das Selfgovernment begeisterte Berliner Bürger wird sich neidlos mit der bescheidenen Rolle seiner Heimathstadt begnügen, sobald er erwägt, um welchen Preis die Cäsarenstadt an der Seine — denn das war sie und wird sie wieder werden — ihren Glanz erkaufte hat. Daß man aber trotzdem im Einzelnen an der Spree gar viel des Guten von Paris lernen könnte, geht aus dem oben Gesagten zur Genüge hervor.